

Zeitschrift:	Itinera : Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte = supplément de la Revue suisse d'histoire = supplemento della Rivista storica svizzera
Herausgeber:	Schweizerische Gesellschaft für Geschichte
Band:	35 (2014)
Artikel:	"Die Haltung eines älteren Bruders" : Ideal, Selbstverständnis und Afrikabild der Schweizer Freiwilligen für Entwicklungsarbeit, 1964-1974
Autor:	Hongler, Patricia
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1077863

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Die Haltung eines älteren Bruders». Ideal, Selbstverständnis und Afrikabild der Schweizer Freiwilligen für Entwicklungsarbeit, 1964–1974*

Patricia Hongler

Im Jahr 1964 rief der *Dienst für technische Zusammenarbeit* (DftZ) eine auf junge Menschen ausgerichtete Sektion ins Leben: die *Schweizer Freiwilligen für Entwicklungsarbeit*. In diesem Rahmen arbeiteten in den folgenden Jahren mehrere hundert Schweizerinnen und Schweizer während einer begrenzten Zeitspanne auf dem afrikanischen Kontinent.¹ Anhand einer Analyse ihrer Erfahrungsberichte wird im vorliegenden Beitrag nach dem Ideal, Selbstverständnis und Afrikabild der Freiwilligen gefragt. Außerdem untersuche ich Auswirkungen dieser Konstrukte auf Machtverhältnisse sowie auf den Umgang mit eigenem und fremdem (Nicht-)Wissen. Zunächst wird ein kurzer Einblick in den historischen Kontext der Freiwilligenaktion gegeben sowie eine theoretische Einbettung geleistet.

Die Gründung der Schweizer Freiwilligensektion fällt in die Anfangsjahre der schweizerischen Entwicklungshilfe. 1961 war innerhalb des *Eidgenössischen Politischen Departements* (EPD) der DftZ gegründet worden, ein Vorläufer der heutigen *Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit* (DEZA).² Wie Lukas Zürcher gezeigt hat, verstand man sich dabei in der Schweiz «als Modell und Vorbild für Entwicklungsländer, insbesondere für afrikanische Staaten».³ Den Aufbau eines Freiwilligendienstes stellte der DftZ rückblickend als Reaktion auf eine bestehende Nachfrage dar:

Als 1963 sich immer mehr junge Schweizer erkundigten, ob die Möglichkeit zur Arbeit innerhalb eines solchen Dienstes bestehe, entschloss sich der Bundesrat, einen Versuch mit einem Schweizer Freiwilligen-Korps zu machen.⁴

* Dieser Beitrag basiert auf meiner Masterarbeit, die am Lehrstuhl von Prof. Dr. Gesine Krüger am Historischen Seminar der Universität Zürich entstanden ist. Ich danke ihr an dieser Stelle für die hervorragende Betreuung. Mein Dank geht zudem an Marina Lienhard, Katrin Pfrunder, Frank Schubert, Daniel Speich und Lukas Zürcher.

1 Zudem gab es Freiwilligeneinsätze in Nepal, die jedoch nicht in die Analyse miteinbezogen werden.

2 Vgl. Branka Fluri, «Umbruch in Organisation und Konzeption. Die technische Zusammenarbeit beim Bund, 1958–1970», in: Peter Hug, Beatrix Mesmer (Hg.), *Von der Entwicklungshilfe zur Entwicklungspolitik*, Bern 1993, S. 385.

3 Lukas Zürcher, «‘So fanden wir auf der Karte diesen kleinen Staat’. Globale Positionierung und lokale Entwicklungsfantasien der Schweiz in Rwanda in den 1960er-Jahren», in: Hubertus Büschel, Daniel Speich (Hg.), *Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*, Frankfurt a.M./New York 2009, S. 275–309, hier S. 282.

4 5 Jahre. März 1964 – März 1969. Ein Überblick über die ersten fünf Jahre des Bestehens der Schweizer Freiwillige für Entwicklungsarbeit, S. 1.

Dies passt zur von Daniel Trachsler in diesem Band vertretenen These, wonach der Entwicklungshilfe eine innenpolitische Ventilfunktion zukam. Sie bot demnach die Möglichkeit, einen angestauten internationalen Solidaritätswillen der Schweizer Jugend in kontrollierbare Bahnen zu lenken.⁵ Klar ist, dass sich die Freiwilligenktion stark am 1961 gegründeten amerikanischen *Peace Corps* orientierte. Dieses diente der Imagepflege der USA im Ausland. Zu Beginn seines Bestehens war das *Peace Corps* sehr populär und veranlasste europäische Regierungen zur Ausarbeitung ähnlicher Projekte.⁶ Denkbar wäre somit auch, dass in der Schweiz aus diesem Grund Einsatzmöglichkeiten für junge Menschen in der Entwicklungshilfe geschaffen wurden. Wichtig für die vorliegende Analyse sind allerdings weniger allfällige Motive und Ziele hinter der Freiwilligenaktion als die Feststellung, dass Entwicklungsarbeit durch junge Schweizerinnen und Schweizer als geeignetes Mittel zur Bekämpfung von Armut und ‘Unterentwicklung’ angesehen wurde.

Der Elan und die Zuversicht der ersten Entwicklungsdekade verflogen jedoch bald.⁷ Zu Beginn der 1970er Jahre wurde das schweizerische Engagement in der Entwicklungshilfe zu einem innenpolitisch umkämpften Thema. Entwicklungspolitische Organisationen hinterfragten die Art des Hilfeleistens sowie die dahinter vermuteten Absichten und Interessen. Armut und ‘Unterentwicklung’ deuteten sie neu als Folge von Unterdrückungs- und Ausbeutungsverhältnissen.⁸ Diese Veränderungen sind für die nachfolgende Analyse wichtig, denn sie spiegeln sich auch in den Quellen zur Freiwilligenaktion.

Während die sich wandelnden Konzepte der Entwicklungshilfe sowie ihre politische und wirtschaftliche Dimension in den letzten Jahren bereits von der Geschichtswissenschaft analysiert worden sind, bleiben die direkt involvierten Akteurinnen und Akteure und ihre Alltagserfahrungen in diesen Darstellungen meist abstrakt oder unsichtbar.⁹ Im vorliegenden Beitrag werden daher bewusst die Freiwilligen und ihre Textzeugnisse ins Zentrum gestellt. Allerdings kann es keineswegs

5 Vgl. den Beitrag von Daniel Trachsler in diesem Band.

6 Vgl. Sabine Kraut, «Guter Willen, wenig Erfolg. Von Kennedys Peace Corps zur Aktion ‘Schweizer Freiwillige für Entwicklungsarbeit’, 1961–1972», in: Hug, Mesmer 1993, *op. cit.*, S. 445–447. Die Anlehnung an das amerikanische Vorbild ist in den Quellen zur Freiwilligenaktion offensichtlich. Publikationen und Leitfäden des *Peace Corps* wurden zum Teil inhaltlich unverändert übernommen.

7 Dies galt nicht nur für den Schweizer Kontext, sondern für den damaligen Entwicklungsdiskurs im Allgemeinen, vgl. Hubertus Büschel, Daniel Speich, «Konjunkturen, Probleme und Perspektiven der Globalgeschichte von Entwicklungszusammenarbeit», in: dies. 2009, *op. cit.*, S. 13.

8 Vgl. Monica Kalt, *Tiersmondismus in der Schweiz der 1960er und 1970er Jahre. Von der Barmherzigkeit zur Solidarität*, Bern 2010, S. 317; Konrad Kuhn, «‘Der Kampf der Entrechteten dort ist unser Kampf hier!’ Entwicklungspolitisches Engagement und internationale Solidarität in der Schweiz», in: Janick Marina Schaufelbuehl (Hg.), *1968–1978: Ein bewegtes Jahrzehnt in der Schweiz*, S. 113–124, hier S. 113, sowie den Beitrag von Samuel Misteli in diesem Band.

9 Vgl. die Kritik von Anne-Meike Fechter, Heather Hindman (Hg.), *Inside the Everyday Lives of Development Workers. The Challenges and Futures of Aidland*, Sterling 2011, S. 4 sowie den Beitrag von Lukas Zürcher in diesem Band.

das Ziel sein, diese frühen Akteurinnen und Akteure der schweizerischen Entwicklungshilfe rückblickend falscher Einschätzungen und Handlungen zu überführen und damit aus heutiger Perspektive selbstgerecht aufzutrumpfen. Vielmehr möchte ich den Denkmustern in den Texten der Freiwilligen nachgehen und dabei Widersprüchlichkeiten und Zusammenhänge benennen. Ich unterscheide dazu drei miteinander verknüpfte Fragekomplexe: In einem ersten Schritt gehe ich dem Idealbild nach, das vom DftZ in Bezug auf die Freiwilligen entworfen wurde. Wie sollte der oder die ideale Freiwillige gemäss dem DftZ im Einsatzland leben und arbeiten? Welches Konzept von Hilfe und ‘Entwicklung’ lässt sich daran beobachten? Und wies dieses Idealbild genderspezifische Merkmale auf? In einem zweiten Schritt arbeite ich heraus, welche Bilder die Freiwilligen in Bezug auf sich selbst, ihre Arbeit und ihre Funktion konstruierten. Dabei gehe ich davon aus, dass sich Selbstbilder in Abgrenzung gegenüber einem ‘Anderen’ ergeben. Diese Beschreibung von Menschen als andersartig und fremd zur Konstruktion eines normalen ‘Selbst’ wird in der postkolonialen Theorie als *othering* bezeichnet.¹⁰ Inwiefern schufen die Freiwilligen also eine Differenz zwischen sich und Anderen, konkret zwischen sich und ihren afrikanischen Counterparts oder Homologues?¹¹ Zuletzt wird gefragt, welche Auswirkungen das vom DftZ vorgegebene Idealbild auf das Alltagsleben in den Einsatzländern hatte. Dabei vertrete ich die These, dass dieses Idealbild von grundsätzlichen Widersprüchen geprägt war und die Position der Freiwilligen erheblich erschwerte.

Die in den Quellen zur Freiwilligenaktion beobachtbaren Selbst- und Fremdzuschreibungen weisen Kontinuitäten auf, die auf entscheidende Weise mit kolonialer Herrschaft und der damit einhergehenden Wissensproduktion verknüpft sind.¹² *Postkoloniale Theorie* fragt nach diesem Nachwirken und Fortbestehen des Kolonialismus.¹³ Der vorliegende Beitrag geht davon aus, dass auch ein Land ohne eigene Kolonien wie die Schweiz Teil einer von kolonialer Herrschaft geprägten Welt war. Damit ist nicht nur die Beteiligung von Schweizer Akteurinnen und Akteuren an kolonialen Unternehmungen gemeint, sondern auch das Zirkulieren und

10 Vgl. u.a. Aram Ziai, «Postkoloniale Perspektiven auf ‘Entwicklung’», in: *Peripherie: Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt*, Nr. 120, 30. Jg., November 2010, S. 403–404.

11 Als *Counterparts* werden die in einem Entwicklungsprojekt beteiligten Personen bezeichnet, welche Teil der Empfängerseite sind, vgl. Dieter Nohlen (Hg.), *Lexikon Dritte Welt. Länder, Organisationen, Theorien, Begriffe, Personen*, Reinbek bei Hamburg 2002, S. 171. Im Kontext der Freiwilligenaktion handelte es sich um die direkten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Freiwilligen, denen Berufswissen vermittelt werden sollte. In den Quellen wird oft der französische Ausdruck *Homologues* verwendet.

12 Zur Kontinuität kolonialer Zuschreibungen im Kontext der Entwicklungshilfe vgl. auch Maria Eriksson Baaz, *The Paternalism of Partnership. A Postcolonial Reading of Identity in Development Aid*, London 2005, S. 33.

13 Vgl. Sebastian Conrad, Shalini Randeria, «Geteilte Geschichten. Europa in der postkolonialen Welt», in: dies., *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in der Geschichts- und Kulturwissenschaft*, Frankfurt a.M. 2002, S. 9–49, hier S. 24.

Nachwirken von «diskursiven, semantischen und imaginären Ausformungen kolonialer Projekte»¹⁴ in der Form von kolonialen Bildern und Vorstellungen. Bei der historischen Analyse von europäischen Selbst- und Afrikabildern ist meines Erachtens zudem die Berücksichtigung von Genderaspekten sinnvoll und wichtig. Zentral ist dabei für die vorliegende Untersuchung die ideelle Überschneidung der Figur des Entwicklungshelfers oder Freiwilligen mit jener des ‘weissen Mannes’.¹⁵ Letzterer verkörperte im kolonialen Diskurs westliche Rationalität, während sowohl das weibliche als auch das nicht-weisse Subjekt davon in unterschiedlicher Weise abweichende Figuren darstellten.¹⁶ Die Überlegenheit des ‘weissen Mannes’ brachte demnach eine besondere Verantwortung mit sich:

It was the backwardness of the colonized and the position of the colonizer in the top position on the evolutionary ladder that legitimized “the white man’s burden” – to civilize and develop the underdeveloped.¹⁷

Diese Ansicht blieb auch nach der Dekolonisation bedeutend für die Entwicklungsidee. So bezeichnetet etwa Philipp. H. Lepenies die Figur des Entwicklungshelfers als die eines «professionellen Besserwisser[s]»¹⁸. Entwicklungshilfe basiere in ganz entscheidender Weise auf der Vorstellung eines Wissenstransfers von einem Wissenden zu einem Nicht-Wissenden.¹⁹ Diese Vorstellung einer einseitigen Richtung der Hilfeleistung wird im vorliegenden Beitrag einer kritischen Prüfung unterzogen. Soweit es die Quellenlage erlaubt, wird zudem versucht, nach der Handlungsmacht aller beteiligten Akteure und Akteurinnen zu fragen. Es werden somit in den Rapporten beschriebene Widerstandsformen, Machtkonstellationen und Zwangsmomente in den Blick genommen. Denn wie noch zu zeigen sein wird, barg der vordergründig einfache Akt der Hilfe ein enormes Konfliktpotential.

Bei den *Schweizer Freiwilligen für Entwicklungsarbeit* handelt es sich um eine gut dokumentierte Aktion. Im *Schweizerischen Bundesarchiv* in Bern ist ein umfangreicher Quellenbestand vorhanden.²⁰ Ausserdem wurden für diesen Beitrag

14 Patricia Purtschert, Barbara Lüthi, Francesca Falk, «Eine Bestandsaufnahme der postkolonialen Schweiz», in: dies. (Hg.), *Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien*, Bielefeld 2012, S. 13–63, hier S. 17.

15 Vgl. Fechter, Hindman 2011, *op. cit.*, S. 10.

16 Vgl. u.a. Anne McClintock, *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*, New York 1995, S. 52–56.

17 Eriksson Baaz 2005, *op. cit.*, S. 37.

18 Philipp H. Lepenies, «Lernen vom Besserwisser. Wissenstransfer in der ‘Entwicklungshilfe’ aus historischer Perspektive», in: Büschel, Speich 2009, *op. cit.*, S. 34–59, hier S. 33.

19 Vgl. *ibid.*

20 Vgl. BAR E2005A#t.33, Freiwilligendienst.

Dokumentarfilme aus den Jahren 1967 und 2010 herangezogen.²¹ Als wichtigste Grundlage für die Analyse dienen aber zwei Publikationen der Freiwilligensektion: die jährlich erscheinende, an ein breiteres Publikum gerichtete Zeitschrift *Effort* sowie das interne Mitteilungsblatt *Entre Nous*. Letzteres erschien bis 1972 ungefähr alle zwei Wochen und diente der Kommunikation zwischen der Sektionsleitung in Bern und den Freiwilligen in den Einsatzländern sowie dem Austausch der Freiwilligen untereinander.

Die Vorbereitung auf den Einsatz

Wer waren diese jungen Schweizerinnen und Schweizer, die als freiwillige Entwicklungshelferinnen und Entwicklungshelfer arbeiteten? Für die ersten fünf Jahre liegen einige ausführliche Zahlen zur Freiwilligenaktion vor. Das Durchschnittsalter betrug demnach zum Zeitpunkt des Einsatzes 25,4 Jahre bei einem Minimalalter von 21 Jahren. Etwas über die Hälfte der Freiwilligen hatte als Vorbildung eine abgeschlossene Berufslehre vorzuweisen. Die übrigen waren Absolventinnen und Absolventen von Mittelschulen, Handelsschulen oder eines Lehrerseminars. Einige wenige verfügten über eine universitäre Ausbildung.²² Diese Zusammensetzung spiegelt das Ziel des DftZ, in erster Linie Berufsleute einzusetzen, welche ihr Wissen in direktem Kontakt weitergeben sollten. Am meisten Freiwillige, fast ausschliesslich Frauen, waren in der *Animation Rurale* tätig, worunter «alle Sparten von Frauenarbeit und dörflicher Entwicklungsarbeit inkl. Gesundheitsdienst»²³ verstanden wurden. Ähnlich viele Freiwillige arbeiteten in den Bereichen *Bauwesen* und *Erziehung*. Hinzu kamen Tätigkeitsgebiete wie *Handwerk und Berufsausbildung*, *Gesundheitswesen*, *Administration*, *Land- und Forstwirtschaft* oder *Genossenschaftsverwaltung*.²⁴ Über ein Drittel der Freiwilligen war zum Zeitpunkt des Einsatzes verheiratet.²⁵ Die Anstellung des Mannes wurde von der Sektionsleitung dabei als massgebend angesehen, für die Ehefrau wurde eine dazu passende Beschäftigung gesucht.²⁶ In der Schweiz gängige Geschlechterverhältnisse und Rollenbilder prägten somit auch massgeblich das Leben der Freiwilligen in den

21 Vgl. Ecole des volontaires à Moghegno, DftZ, Francesco Canova, 23 Min., s/w, französisch, CH 1967; Coopération technique suisse. Eva, Hanna et Sylvia au Dahomey, Télévision Suisse Romande, 35 Min., s/w, französisch, CH 12. April 1967; Fortschrittsbringer. Schweizer Wege in der Entwicklungshilfe, Jakob Clement, Eva Hänger, Marcel Jegge, René Schraner, Lukas Rohner, 47 Min., schweizerdeutsch mit deutschen Untertiteln, CH 2010.

22 Vgl. 5 Jahre. März 1964 – März 1969. Ein Überblick über die ersten fünf Jahre des Bestehens der Schweizer Freiwillige für Entwicklungsarbeit, S. 10.

23 *Ibid.*, S. 12; vgl. auch Anmerkung 58.

24 Vgl. *ibid.*

25 Vgl. *ibid.*, S. 9.

26 Vgl. Ehefrauen im Freiwilligeneinsatz, in: *Entre Nous*, No. 8, 20. Juli 1971, S. 7–8.

Einsatzländern.²⁷ Allerdings leisteten auch viele unverheiratete Frauen einen Freiwilligendienst. Der Frauenanteil betrug deutlich über 50 Prozent.²⁸

Die meisten Einsätze fanden in Dahomey, dem heutigen Benin, statt. Ruanda und Kamerun waren ebenfalls wichtige Einsatzländer, die übrigen Freiwilligen verteilten sich auf Tunesien, den Tschad, Tansania, die Zentralafrikanische Republik, Niger, Madagaskar und den Senegal.²⁹ Hinzu kamen Projekte in Nepal, die jedoch aus pragmatischen Überlegungen nicht in die vorliegende Analyse miteinbezogen werden.³⁰ Die Zahl der tatsächlich durchgeführten Freiwilligendienste war in Anbetracht des betriebenen Aufwands gering. Von 1964 bis Ende 1968 waren lediglich 163 Freiwillige im Einsatz.

Die individuellen Gründe, welche die Freiwilligen zur Arbeit in einem Entwicklungsland veranlassten, sind – wie Motive und Intentionen im Allgemeinen – historisch nur bedingt rekonstruierbar.³¹ In einer Werbebroschüre der Sektionsleitung wurde jedenfalls stark an den Idealismus der Interessentinnen und Interessenten appelliert: «In Afrika und Asien hat man Sie nötig», hieß es. Man könne sich dort, «nützlich [...] machen» und der «Bevölkerung [...] helfen, aus ihrer Armut herauszukommen».³² Allerdings war auch eine gewisse Abenteuerlust gefragt: «Interessiert es Sie, eine Zeitlang weit weg vom geordneten Milieu zu leben? Wir können Ihnen dies bieten», lautete das Versprechen.³³ Das im *Schweizerischen Bundesarchiv* gut dokumentierte Auswahlverfahren zeigt zudem, dass man beim DftZ eine genaue Vorstellung davon hatte, welche Charaktereigenschaften die idealen Freiwilligen aufweisen sollten. Angenommen wurden Kandidierende, deren Persönlichkeitsprofile Anpassungsfähigkeit, Robustheit, Kontaktfreudigkeit und Intelligenz versprachen.³⁴

27 Vgl. hierzu auch den Beitrag von Lukas Zürcher in diesem Band; zur vermeintlichen Emanzipation deutscher Frauen in den Kolonien vgl. Katharina Walgenbach, «Emanzipation als koloniale Fiktion. Zur sozialen Position Weisser Frauen in den deutschen Kolonien», in: *L'homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 2, 16. Jg., 2005, S.47–67.

28 Vgl. 5 Jahre. März 1964 – März 1969. Ein Überblick über die ersten fünf Jahre des Bestehens der Schweizer Freiwillige für Entwicklungsarbeiten, S. 9.

29 Vgl. *ibid.*

30 Ebenso nicht berücksichtigt werden die vom DftZ subventionierten Freiwilligen privater und konfessionell gebundener Schweizer Organisationen, vgl. dazu z.B. *Entre Nous*, No. 14, 16. Juli 1968, S. 5–7.

31 Gespräche mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen können allerdings interessante Einblicke bieten, vgl. z.B. Gerald Hödl, «‘Es tut mir nicht leid, dass ich’s gemacht hab’. Eine Oral History der österreichischen Entwicklungshilfe», in: *Journal für Entwicklungspolitik*, 2010/3, S. 95–118.

32 Broschüre, BAR E2200.83B#1990/26#192*, Freiwilligendienst Schweiz–Tansania, 771.26.0.

33 *Ibid.*

34 Vgl. Protokolle verschiedener Selektionssitzungen von 1968 und 1969, Rekrutierung und Selektion, BAR E2005A#1980/82#936*, t.332.0. Zu sehr ähnlichen Ergebnissen kommt Hubertus Büschel für das Auswahlverfahren beim *Deutschen Entwicklungsdienst* (DED), vgl. Hubertus Büschel, «Akteure westdeutscher ‘Entwicklungshilfe’ und ostdeutscher ‘Solidarität’», in: Anja Kruke (Hg.), *Dekolonisation. Prozesse und Verflechtungen 1945–1990*, Bonn 2009, S. 333–365, hier S. 343.



Abbildung 1: Ausschnitt aus einer Werbebrochure der Freiwilligensektion. Bildquelle: CH-BAR E 2200.83B#1990/26#192*, Freiwilligendienst Schweiz-Tansania, 771.26.0.

In einem in der Schweiz stattfindenden Ausbildungskurs bereitete man die Freiwilligen auf ihren Einsatz vor. Vermittelt wurden unter anderem Grundkenntnisse der Landwirtschaft, des Bauwesens, der Holz- und Metallverarbeitung, des Kochens und der Fahrzeugmechanik. In einem theoretischen Teil erfuhren die zukünftigen Freiwilligen, «worin Afrika von Europa geografisch, kulturell und geschichtlich verschieden ist».³⁵ Ausserdem lernten sie, «wie man ein Huhn schlachtet».³⁶ Im Film *Ecole des volontaires à Moghegno* des DftZ von 1967 wird ein Tag des fünfwochigen Kurses in einem Tessiner Dorf dargestellt. Dabei ist

35 *Effort*, Nr. 2, 1964, S. 10.

36 *Ibid.*

Wissensvermittlung in zweierlei Hinsicht ein Thema. Einerseits wird gezeigt, wie die Freiwilligen das für den Aufenthalt und Überleben im Entwicklungsland nötige Wissen erwerben. Dies scheint innerhalb weniger Wochen möglich zu sein: «Ils partent avec toute connaissance des choses»,³⁷ heisst es zum Schluss. Andererseits erhoffen sich die im Film zu Wort kommenden Freiwilligen in erster Linie direkten Kontakt zur einheimischen Bevölkerung, «pour leur apporter nos connaissances».³⁸ Diese Kenntnisse müssen im Kurs nicht vermittelt werden, denn die Freiwilligen bringen sie alle schon mit. Das Mehr an Wissen ist selbstverständlich und hängt mit der Berufsausbildung der Freiwilligen zusammen, aber auch mit ihrem Anderssein im Vergleich mit den Afrikanerinnen und Afrikanern. Wie diese Differenz genau gedacht wurde, soll nun ausführlicher dargelegt werden.

Zwischen Brüderlichkeit und Paternalismus

Mit folgenden Worten wurde das Konzept des Freiwilligendienstes 1967 in einer Informationsschrift des DftZ beschrieben:

Doch warum nicht die Dinge an der Wurzel anpacken, nämlich in den Dörfern selbst, im Busch? Schweizerische freiwillige Entwicklungshelfer beiderlei Geschlechts leisten in verschiedenen Ländern solche Pionierarbeit. Es handelt sich durchwegs um Berufsleute, die bescheiden und in unmittelbarem Kontakt mit der Bevölkerung leben. Sie kümmern sich um die Verbesserung der Lebensbedingungen im Alltag des Dorfes und bemühen sich, durch ihr Beispiel die Einheimischen zur Selbsthilfe anzuregen.³⁹

Das Zitat verdeutlicht gleich mehrere Eigenschaften, die für das Freiwilligenideal konstitutiv waren. Zentral war zum einen der bescheidene Lebensstil. Gleich daran anknüpfend betonte man den direkten Kontakt zur Bevölkerung im Einsatzland sowie das Wahrnehmen einer Vorbildfunktion. Die drei genannten Punkte hingen in entscheidender Weise zusammen. Begünstigt wurden die zwischenmenschlichen Kontakte gemäss der Sektionsleitung durch einen Verzicht auf die «berüchtigten kolonialistischen Vorrechte des Europäers» und demzufolge durch eine «Gleichheit der Voraussetzungen auch im Materiellen».⁴⁰ Ähnlich klang dies in einem Text des damaligen Delegierten für technische Zusammenarbeit August R. Lindt:

37 Ecole des volontaires à Moghegno, *op. cit.* Beim Film handelt es sich um eine Produktion des DftZ. Es ist das Bemühen feststellbar, die Mehrsprachigkeit der Schweiz abzubilden: Die männliche Erzählstimme spricht französisch, die Fragen werden in italienischer Sprache gestellt, und die Freiwilligen antworten auf Deutsch, werden allerdings ins Französische übersetzt.

38 *Ibid.*

39 Informationsschrift des DftZ, zit. nach: *Entre Nous*, No. 39, 15. September 1967, S. 1.

40 *Effort*, Nr. 4, 1964, S. 2.

Lange Zeit kannten die Afrikaner nur den Europäer, der ihnen übergeordnet war. Im Freiwilligen lernen sie den Europäer kennen, der in Arbeit und Denkweise das ‘miteinander’ und das ‘nebeneinander’ betont.⁴¹

Die Freiwilligen sollten, anders als die ehemaligen Kolonialisten, nach der Maxime der Partnerschaft handeln. Diese war aber nicht mühelos zu erreichen. In diesem Sinne schrieb der neu antretende Sektionsleiter Thomas Raeber im November 1967:

Ich bin mir aber auch bewusst, dass Entwicklungsarbeit eine schwierige Arbeit ist. [...] Wir arbeiten, einen kleinen Stein auf den andern bauend, auf sehr lange Frist. Dazu kommt, dass wir Entwicklungshelfer, ob wir es nun durch unseren persönlichen Charakter schon seien oder nicht, bescheiden sein müssen: weil Entwicklungsarbeit nur aus der Grundhaltung völliger menschlicher Gleichberechtigung, gänzlichen Abbaus einer Höherbewertung des ‘weissen Mannes’ durch den ‘weissen Mann’ selbst zu guten Ergebnissen führen kann.⁴²

Menschliche Gleichberechtigung sollte also ausgerechnet durch eine Geste des Verzichts erreicht werden. Die Figur des ‘weissen Mannes’ musste dazu von diesem selbst überwunden werden.⁴³ In ihrem Idealbild verlangte die Freiwilligenidee somit eine explizite Abkehr vom Kolonialismus und von der Vorstellung westlicher Überlegenheit. Die idealistische Bereitschaft, finanzielle und den Lebensstandard betreffende Opfer zu erbringen, wurde zum entscheidenden Faktor stilisiert, der die Freiwilligenarbeit von anderen Formen der Entwicklungshilfe unterschied.⁴⁴ Es war allerdings nicht ganz klar, wie weit dieser Verzicht gehen sollte. In einem *Entre-Nous*-Artikel mit dem Titel «Haus oder Hütte» wurde im September 1966 die Frage nach dem angemessenen Lebensstandard der Freiwilligen gestellt. Sollten diese «wie die Einheimischen» leben, «gegebenenfalls also in Lehmhütten»?⁴⁵ Oder mussten sie, um einen Autoritätsverlust zu vermeiden, «ein ‘entwickelteres’ Leben»⁴⁶ führen als die einheimische Bevölkerung? Die Sektionsleitung sah die Antwort in einer Gratwanderung zwischen den beiden Positionen: Die Freiwilligen sollten sich einerseits so verhalten, dass sie nachgeahmt werden konnten, mussten also Vorbilder sein. Dabei durfte aber kein «Graben»⁴⁷ zwischen ihnen und den Dorfbewohnern entstehen, was bei zu viel Komfort der Fall wäre.

41 *Ibid*, S. 3.

42 *Entre Nous*, No. 43, 16. November 1967, S. 2.

43 Auffällig ist am Zitat zudem die für das Idealbild wichtige Maxime der Geduld. Ergebnisse waren demnach nicht sofort zu erwarten, was jedoch weniger auf eine mangelnde Leistung der Helfenden als auf einen langsam Lernprozess auf der Empfängerseite zurückgeführt wurde.

44 Vgl. *Entre Nous*, No. 33, 21. Juni 1967, S. 4.

45 «Haus oder Hütte», in: *Entre Nous*, No. 15, 15. September 1966, S. 2.

46 *Ibid*.

47 *Ibid*, S. 3.

Um das Vertrauen von «Häuptlingen, Dorfältesten, Sous-Préfets und so weiter»⁴⁸ zu gewinnen, schien es wiederum unerlässlich, einen gepflegten Eindruck zu machen. Der Artikel schloss mit folgenden Worten:

Wenn man sich diese Zusammenhänge vor Augen hält, wird man auch den Weg zu der Haltung eines älteren Bruders finden, zu der einzigen Einstellung, die eine erfolgreiche Arbeit ermöglicht.⁴⁹

Abgesehen von der zumindest sprachlichen Ignoranz gegenüber weiblichen Freiwilligen zeigt diese Quelle einen grundsätzlichen Widerspruch im Idealbild: Trotz der partnerschaftlichen Rhetorik wurde von einem natürlichen Gefälle zwischen einer entwickelten Helfer- und einer un(ter)entwickelten Empfängerseite ausgegangen. Die Freiwilligen mussten dieses Gefälle einerseits durch ihren Verzicht auf den gewohnten Lebensstandard nivellieren. Da der Transfer von Wissen und Werten aber nur in eine Richtung erfolgen sollte, bedingte dieser andererseits nach wie vor eine gewisse Asymmetrie zwischen Gebenden und Empfangenden. Die Lösung bot schliesslich das Bild des ‘älteren Bruders’, das ein starkes Vertrauensverhältnis zwischen Freiwilligen und der lokalen Bevölkerung implizierte und damit den paternalistischen Anspruch der einseitigen Hilfe etwas kaschierte.

Doch warum waren die Freiwilligen überhaupt zu einer Hilfeleistung in der Lage? Ein längerer *Entre-Nous*-Text von 1967 mit dem Titel *Les homologues dans les projets d'animation rurale* enthält einige Hinweise. Darin wurden den Freiwilligen Anweisungen für die Zusammenarbeit mit ihren afrikanischen Counterparts gegeben. Ein besonderes Konfliktpotential sah man seitens der Sektionsleitung im Verhältnis zwischen den Homologues und der Bevölkerung in ländlichen Gebieten. In der *Animation Rurale* wurden meist junge Afrikanerinnen für diese Funktion ausgesucht, die mit den Volontärinnen zusammenarbeiten und ihr dabei gewonnenes Wissen an die Dorfbevölkerung weitergeben sollten. Das Alter der Counterparts führte dabei offenbar zu Problemen:

Mais ces jeunes se trouvent dans les villages en face d’hommes ou, le plus généralement, de femmes beaucoup plus âgées qu’eux, mariées ancrées dans leurs traditions et qui se méfient de ces jeunes animatrices qui prétendent en savoir plus qu’elles et veulent changer certaines de leurs habitudes de vie. Elles l’écouteront tant que la volontaire sera à ses côtés mais seront peu inclinées à accepter ses conseils quand l’homologue sera seule. A cela s’ajoute encore la méfiance qu’ont les Africains envers toute jeune fille qui a atteint l’âge de se marier mais n’en manifeste pas l’intention comme c’est souvent le cas des animatrices homologues.⁵⁰

48 Ibid.

49 Ibid.

50 «Les homologues dans les projets d’animation rurale», in: *Entre Nous*, No. 32, 8. Juni 1967, S. 15.

Es ist frappierend, wie hier genau jene Schwierigkeiten, welche die Freiwilligen in ihrer Projektarbeit ebenfalls erfuhren, auf die Counterparts beschränkt wurden. Die Tatsache, dass die Schweizer Volontärinnen ebenso junge Frauen waren, welche die Gewohnheiten älterer Menschen verändern sollten, wurde völlig ignoriert. Das allgemeine Misstrauen der Afrikaner gegenüber unverheirateten jungen Frauen beschränkte sich gemäss dem Text ebenfalls auf die Homologues. Im selben Artikel wurde zudem auf die Wichtigkeit eingegangen, mit den in den Dörfern einflussreichen Frauen zusammenzuarbeiten. Dies deshalb, weil die Counterparts in den Dörfern oft fremd seien und daher nicht über genug Autorität verfügten.

Es stellt sich nun die Frage, wie die Freiwilligen in diesem Denkgefüge über diejenige Autorität verfügen konnten, welche den afrikanischen Counterparts fehlte. Worin unterschied sich die Schweizer Freiwillige von ihrer Homologue, mit der sie in Alter, Zivilstand und Geschlecht übereinstimmte? Die Antwort liegt wohl in ihrer europäischen Herkunft, in ihrem ‘Weisssein’ und in einem diesen Faktoren zugeschriebenen Wissensvorsprung.

Race und Gender

Wie an den bislang zitierten Quellenausschnitten ersichtlich, war das von der Sektionsleitung entworfene Idealbild der Freiwilligen grundsätzlich männlich. Man sprach vom ‘älteren Bruder’, der die Figur des ‘weissen Mannes’ ablösen sollte, und benutzte, dem damaligen Sprachgebrauch entsprechend, durchgängig männliche Wortformen. Auch die bereits erwähnte im *Schweizerischen Bundesarchiv* überlieferte Werbebrochure zeigt ausschliesslich männliche Freiwillige bei der Arbeit.⁵¹ Dies ist unter anderem auch deshalb interessant, weil ein unbezahltes, vertrauensvolles und sanftes Anleiten eher an das Konzept von weiblicher Reproduktionsarbeit erinnert.⁵² Möglicherweise sollte genau dies durch den Rückgriff auf ein durchsetzungsfähiges, männliches Idealbild kompensiert werden. Hätte man in den Broschüren und Texten des DftZ das Bild einer weiblichen Freiwilligen verwendet, wäre das Idealbild wohl zu feminin ausgefallen.

Zudem erschien die Darstellung einer Beziehung zwischen Helfenden und Empfangenden am Beispiel männlicher Freiwilligen vielleicht weniger problematisch. In den meisten Fällen arbeiteten in den Freiwilligenprojekten Frauen mit Frauen und Männer mit Männern. Der Rückgriff auf die Kategorie des Geschlechts half hier, die angestrebte Gleichheit zwischen Empfänger- und Helferseite zu stärken. Für das Idealbild war jedoch eine Figur nötig, die in ihrer helfenden Position gegen-

51 Vgl. Broschüre, BAR E2200.83B#1990/26#192*, Freiwilligendienst Schweiz–Tansania, 771.26.0.

52 Vgl. hierzu auch Fechter, Hindmann 2011, *op. cit.*, S. 7.

über Frauen und Männern gleichermaßen funktionierte. Womöglich spielten dabei auch koloniale Vorstellungen von *Race* und *Gender* eine Rolle. In der rassistischen Logik bestand eine paradoxe Nähe zwischen der Figur der ‘weissen Frau’ und jener des ‘schwarzen Mannes’, die sich aus der jeweiligen Differenz gegenüber dem ‘weissen Mann’ ergab.⁵³ Auf den ersten Blick hätte die ‘weisse Frau’ daher im Kontext der Freiwilligenaktion als ideale Vermittlerin zwischen ‘Weiss’ und ‘Schwarz’ dienen können. Allerdings wäre die Figur des ‘schwarzen Mannes’ in dieser Logik durch die ihm helfende ‘weisse Frau’ zusätzlich herabgesetzt worden. Der Umstand, dass diese als ‘Frau’ zu einem Akt der Hilfe gegenüber einem ‘Mann’ in der Lage ist, hätte die durch das Helfen geschaffene Ungleichheit in unerwünschter Weise betont.⁵⁴

Im Film *Eva, Hanna et Sylvia au Dahomey* des Westschweizer Fernsehens wurde hingegen, ob intendiert oder nicht, genau diese Wirkung erzielt: Die Aufopferung der Freiwilligen sowie ihre Überlegenheit gegenüber den Afrikanerinnen und Afrikanern konnten anhand von weiblichen Freiwilligen besser zum Ausdruck gebracht werden.⁵⁵ Die im Film porträtierten Schweizerinnen erscheinen als starke Frauen, die zwar unter schwierigen Bedingungen leben und arbeiten, dabei den Afrikanerinnen und Afrikanern aber den rechten Weg weisen können. Höhepunkt des Filmes ist eine Szene, in der die Volontärinnen gemeinsam mit Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohnern ein Küchengerüst bauen. Dies wird mit den Worten kommentiert, der Erfindungsgeist einer jungen Bernerin habe innert weniger Stunden über hunderte, ja tausende Jahre von Schwerfälligkeit und Trägheit gesiegt.⁵⁶

Vor allem die Tätigkeiten in der *Animation Rurale*⁵⁷ lassen vermuten, dass auch die Afrikanerinnen und Afrikaner stark geschlechtsspezifisch wahrgenommen

53 Vgl. z.B. McClintock 1995, *op. cit.*, S. 54–55.

54 Es lässt sich hier ein komplexes Zusammenspiel der Differenzkategorien *Race* und *Gender* beobachten. Dieses wird in der Frauen- und Geschlechterforschung unter dem Begriff der Intersektionalität oder Interdependenz problematisiert, vgl. z.B. Katharina Walgenbach, «Gender als interdependente Kategorie», in: dies. *et al.* (Hg.), *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*, Opladen/Berlin/Toronto 2012, S. 23–105.

55 Vgl. Coopération technique suisse. *Eva, Hanna et Sylvia au Dahomey*, *op. cit.* Bei diesem Film handelt es sich um eine Produktion des Westschweizer Fernsehens. Er zeigt den Arbeitsalltag der drei in der Stadt Nikki in Dahomey lebenden Freiwilligen Eva S., Hanna M. und Sylvia K. Die drei Frauen sind in der *Animation Rurale* sowie als Krankenschwester tätig. Die männliche Erzählstimme kommentiert aus dem Off. Kameras und Filmcrew sind in keinem Moment zu sehen.

56 Dieses Motiv, wonach Schweizer Abenteurer- und Helferfiguren innert kürzester Zeit Probleme aus der Welt schaffen, gegen die lokales Wissen nicht ankommt, erinnert an die Darstellung von westlicher Überlegenheit in Schweizer Kindergeschichten, vgl. dazu Patricia Purtschert, «‘De Schorsch Gaggo reist uf Afrika’. Postkoloniale Konstellationen und diskursive Verschiebungen in Schweizer Kindergeschichten», in: dies., Lüthi, Falk 2012, *op. cit.*, S. 89–116.

57 Das Konzept der *Animation Rurale* stammt aus dem französischen Spätkolonialismus und entsprach dem britischen *Community Development*. Dabei handelte es sich um Dorfentwicklungsprojekte, bei denen die Idee von *Hilfe zur Selbshilfe* im Zentrum stand, vgl. Hubertus Büschel, «Eine Brücke am Mount Meru», in: ders., Speich 2009, *op. cit.*, S. 185–186.

wurden. Eigene Konzepte von Weiblichkeit und Männlichkeit wurden dabei auf die ‘zu Entwickelnden’ übertragen. Den afrikanischen Frauen vermittelte man Kompetenzen in Ernährungslehre, Kochen, Nähen und Säuglingspflege. Sie wurden zudem in einer Hausfrauenrolle imaginiert: «Die Hausfrau, die kochen will und sich und ihre Kinder hübsch kleiden möchte – lebe sie hier in der Schweiz oder im Norden von Dahomey – braucht dazu Geld»,⁵⁸ hiess es beispielsweise in einem *Entre-Nous*-Beitrag der Sektionsleitung. Im Film *Eva, Hanna et Sylvia au Dahomey* erklärt die Erzählstimme, das Ziel des gezeigten Kochkurses für junge Mädchen sei, aus ihnen gute Mütter und Ehefrauen zu machen.⁵⁹ Dabei ist neben der im Film sonst vorherrschenden Betonung von Differenzen auch die Konstruktion von Ähnlichkeit auffällig. Von den Ernährungskursen wird gesagt, die jungen afrikanischen Schülerinnen wüssten nun mehr über Diätkunde als ihre Zeitgenossinnen im Oberwallis und Unterengadin. Als rückständig geltende Regionen der Schweiz wurde somit explizit mit Afrika in Verbindung gebracht. Für die Vorbildfunktion, welche die Schweiz gegenüber Entwicklungsländern einnehmen wollte, war der Aufbau solcher Anknüpfungspunkte über die Betonung von Ähnlichkeiten von grosser Bedeutung.⁶⁰

Selbstbild und Afrikabild

Auch das von den Freiwilligen in ihren Rapporten vermittelte Bild von Afrika ist interessant. Meist wurde der Kontinent darin als Raum und Bezugspunkt dargestellt, der ein einheitliches Ganzes bildet. Häufig war zudem von allgemein ‘Afrikanischem’ die Rede.⁶¹ Dieser homogenisierende Blick auf Afrika spiegelt sich auch in der Tatsache, dass die Einsatzorte der Freiwilligen zum Teil noch kurz vor der Abreise geändert wurden.⁶² Ob eine Freiwillige nun in Ruanda oder in Kamerun zum Einsatz kam, spielte offenbar eine untergeordnete Rolle.⁶³

58 *Entre Nous*, No. 7, 1. Juni 1970, S. 7.

59 Vgl. Coopération technique suisse. *Eva, Hanna et Sylvia au Dahomey*, *op. cit.*

60 Vgl. Zürcher 2009, *op. cit.*, S. 304; zur zusammenhängenden Beschreibung afrikanischer Landschaften und des Schweizer Alpenraums sowie von deren Bewohnerinnen und Bewohnern vgl. auch Patrick Harries, «From the Alps to Africa. Swiss missionaries and anthropology», in: Helen Tilley, Robert J Gordon (Hg.), *Ordering Africa. Anthropology, European imperialism and the politics of knowledge*, Manchester 2007, S. 201–224; Bernhard D. Schär, «Bauern und Hirten reconsidered. Umrisse der ‘erfundenen Schweiz’ im imperialen Raum», in: Purtschert, Lüthi, Falk 2012, *op. cit.*, S. 315–331.

61 Vgl. z.B. *Entre Nous*, No. 3, 17. Februar 1970, S. 3.

62 Vgl. Kraut 1993, *op. cit.*, S. 453.

63 Vgl. die Aussage von Milly W. im Film *Fortschrittsbringer. Schweizer Wege in der Entwicklungshilfe*, *op. cit.*. Der Dokumentarfilm kombiniert alte Filmaufnahmen der *Bethlehem Mission Immensee* in Süd-Rhodesien/Simbabwe und der *Schweizer Freiwilligen für Entwicklungsarbeits* mit Zeitzeugen- und Zeitzeuginnengesprächen.

Das Verhältnis zu den Afrikanerinnen und Afrikanern, mit denen die Freiwilligen während ihrer Arbeit in Kontakt kamen, war ein häufiges Thema in ihren Rapporten. Grundsätzlich lassen sich die Beschreibungen der Afrikanerinnen und Afrikaner immer auch als Hinweise auf das eigene Selbstbild lesen. So kontrastierte etwa die in den Rapporten oft bemängelte Begriffsstutzigkeit der afrikanischen Schülerinnen und Schüler typischerweise mit der Geduld und dem Verständnis der sie unterrichtenden Freiwilligen.⁶⁴ Es wurde in den Rapporten allerdings nur selten explizit ausgeschlossen, dass die Afrikanerinnen und Afrikaner das an sie herangetragene Wissen theoretisch erlernen können. Eher denn als dumm beschrieb man sie daher als faul und unzuverlässig. Wären die zu Entwickelnden nicht lernfähig, würden die ganzen Bemühungen ja auch obsolet. Allerdings verfügten die Afrikanerinnen und Afrikaner gemäss den Rapporten oft über auf sie alle zutreffende Eigenschaften, welche den Lernprozess verlangsamt. Die pauschalisierende Beschreibung von Afrikanerinnen und Afrikanern als arbeitsscheu ist auffällig häufig. Ihnen fehlte demnach die westliche Arbeitsmoral.⁶⁵ Diese bildete wiederum ein wichtiges Element im Selbstverständnis der Freiwilligen. Des Weiteren wurden die Afrikanerinnen und Afrikaner in vielen Rapporten verniedlicht und in die Nähe von Kindern gerückt. Ausdrücklich geschah dies beispielsweise in einem Bericht, in dem die Begeisterung von Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohnern für ein Gartenprojekt mit der von Kindern vor ihrem Geburtstag verglichen wurde.⁶⁶ Die Freiwilligen schrieben sich selber über solche Aussagen genau die Rationalität zu, die sie den Afrikanerinnen und Afrikanern absprachen.

Meist vermischten sich in den einzelnen Rapporten verschiedene Selbst- und Fremdzuschreibungen: Ein als Lehrer tätiger Freiwilliger attestierte etwa seinen Schülern im selben Satz mangelndes räumliches Vorstellungsvermögen und inkohärente Gedankengänge, bezeichnete ihre Arbeiten aber als jenen von europäischen Schülern ebenbürtig.⁶⁷ Dies kann als Hinweis darauf gedeutet werden, dass bereits bestehende, durchaus auch widersprüchliche Vorstellungen und Bilder von Afrikanerinnen und Afrikanern mit ebenfalls widersprüchlichen Erfahrungen und Begegnungen in Einklang gebracht werden mussten. Zusätzlich verfügten die Freiwilligen wohl über ein antirassistisches Bewusstsein, dem sie grundsätzlich gerecht werden wollten. Auch im positiven Sinne waren ihre Beschreibungen jedoch oftmals pauschalisierend. Ein Freiwilliger meinte etwa aufgrund seiner Lehrtätig-

64 Vgl. z.B. *Entre Nous*, No. 1, 14. Januar 1971, S. 2.

65 Vgl. z.B. *Entre Nous*, No. 37, 16. August 1967, S. 4.

66 Vgl. *Entre Nous*, No. 10, 27. Mai 1966, S. 5.

67 Vgl. *Entre Nous*, No. 24, 31. Januar 1967, S. 2bis.

keit in Kamerun erkannt zu haben, dass «l'Africain»⁶⁸ gut zeichnen könne. Ein weiteres Beispiel ist die Aussage, dass «sich ja bekanntlich die Afrikaner im allgemeinen»⁶⁹ eines guten Gedächtnisses erfreuen würden.

Konflikte und Widerstand

Das häufig abwertende *othering* in den Rapporten der Freiwilligen könnte auch ein Mittel dargestellt haben, um mit erlebten Widerständen und Konflikten umzugehen. Wie bereits ausgeführt, waren die Anforderungen, die man seitens des DftZ an die Freiwilligen stellte, von Widersprüchen geprägt. Man erwartete einerseits eine vertrauensvolle Zusammenarbeit auf Augenhöhe und forderte andererseits eine paternalistisch anmutende einseitige Hilfeleistung. Zudem wurden die Freiwilligen als ‘es besser Wissende’ nach Afrika geschickt. Anhand einiger Beispiele möchte ich nun zeigen, wie sich dies auf die tägliche Arbeit im Einsatzland auswirken konnte.

Die Freiwilligen stiessen mit ihren Vorstellungen und Projekten nicht immer auf Gegenliebe und Begeisterung. Auch die Resultate entsprachen in vielen Fällen nicht dem Erhofften. Besonders in der *Animation Rurale* sahen sich die Volontärrinnen mit Konflikten und Widerständen konfrontiert. Ihre Hilfe wurde oftmals nicht angenommen, möglicherweise auch nicht als solche aufgefasst. So zeigte sich beispielsweise die im Tschad tätige Hilda L. auf der ganzen Linie enttäuscht:

Der Garten in diesem Dorf ist ein voller Misserfolg. Es gibt verschiedene Gründe: Die Frauen waren nicht interessiert, der Garten ist viel zu klein, um etwas heraus zu holen, und dann glaube ich, dass von wenigen noch gestohlen wird.⁷⁰

Sylvia K. war mit ihren Versuchen, «den Leuten klar zu machen, dass viele der Infektionskrankheiten besonders bei Kindern von der eiweissarmen und vitaminarmen Nahrung herkommen»,⁷¹ ebenfalls wenig erfolgreich:

Sie lachen uns ganz einfach voll ins Gesicht, wenn wir sagen, dass sie der Bouille ein Ei hinzufügen und den Kindern, die nicht mehr an der Brust genährt werden, Kuhmilch zu trinken geben sollen. Natürlich ist es auch für sie gänzlich unlogisch, dass die Nahrung, die doch in den Magen geht, einen Zusammenhang haben könnte mit einer Hautwunde.⁷²

68 *Entre Nous*, No. 8 und 9, Ende April 1968, S. 5.

69 *Entre Nous*, No. 25, 13. Februar 1967, S. 2.

70 *Entre Nous*, No. 39, 15. September 1967, S. 3.

71 *Entre Nous*, No. 35, 24. Juli 1967, S. 2.

72 *Ibid.*

Frau K. verlieh ihrer Überzeugung Ausdruck, «dass das Gleichgewicht in der Ernährung etwas vom dringendsten ist, das es herzustellen heisst».⁷³ Die ungläubigen und offenbar auch spöttischen Reaktionen bedeuteten daher sicherlich eine frustrierende Erfahrung.

Besonders konfliktreich gestaltete sich in manchen Fällen die Zusammenarbeit mit den Counterparts. Eva S. beschrieb im September 1966 die Probleme, die sich ihr während ihrer Tätigkeit als Hebamme in der Ortschaft Biro in Dahomey stellten. Als Homologue hatte sie sich diejenige Frau ausgesucht, die sich bereits vor ihrer Ankunft um die Geburten gekümmert hatte. Sie sollte Frau S. nun über bevorstehende Geburten informieren und ihr die schwangeren Frauen zur Kontrolle bringen. Darüber kam es aber zu einem Konflikt zwischen der Freiwilligen und der Homologue:

Mais depuis deux semaines, elle me demande de la payer pour cela. Je lui ai expliqué qu'elle faisait le même travail qu'avant, seulement un peu plus correctement et que c'était pour le village et non pour moi qu'elle le faisait. Elle ne veut pas comprendre et essaie par tous les moyens de me faire payer. Elle refuse de m'indiquer les accouchements, elle ne m'envoie plus les femmes aux contrôles [...]. De prendre une autre femme à sa place est impossible, justement parce qu'elle est en sorte la matrone du village depuis longtemps et en plus, elle est la femme du chef du village.⁷⁴

Es wird deutlich, dass die Homologue hier am längeren Hebel sass. Ohne ihre Hilfe konnte Frau S. ihre Arbeit nicht wahrnehmen, da die Frauen nicht in die Kontrolle kamen. Offenbar hatte die Homologue, die in Biro eine wichtige Machstellung innezuhaben schien, dies erkannt und forderte daher Geld für ihre Kooperation. Möglicherweise wollte sie auch für einen gewissen Mehraufwand entschädigt werden. Ungefähr ein Jahr später berichtete Frau S., dass sich der Konflikt mit der Homologue zusätzlich verschärft habe. Diese sabotierte die Arbeit der Freiwilligen nun offen, indem sie den Frauen von Geburten bei ihr abriet: «Et tout cela, la matrone l'avait fait pour que ce soit elle-même qui puisse s'en occuper et demander un pagne pour l'accouchement [...]».»⁷⁵ Die kostenlose Geburtshilfe der Freiwilligen bedrohte offensichtlich die Tätigkeit der Homologue, die dafür mit Kleidungsstücken bezahlt wurde. Es lässt sich hier exemplarisch das Problem aufzeigen, dass die Freiwilligen in bestehende Machtstrukturen hineinversetzt wurden, in denen sie sich zu behaupten und durchzusetzen hatten. Sie bedrohten mit ihrer Arbeit zudem die Kompetenz- und Einnahmefelder jener Leute, die diese Aufgaben vor der Ankunft der Freiwilligen wahrgenommen hatten und sich nicht ohne weiteres daraus vertreiben liessen.

⁷³ *Ibid.*

⁷⁴ *Entre Nous*, No. 16, 23. September 1966, S. 8.

⁷⁵ *Entre Nous*, No. 40, 1. Oktober 1967, S. 4–5.

Einige Freiwillige kommunizierten ihre Schwierigkeiten mit grosser Offenheit. So schrieb etwa Hilda L. über ihre Versuche, die Kinderernährung in der Umgebung der Stadt Koumra im Tschad zu verbessern:

Eier darf man den Kindern nicht geben, sonst bleiben sie stumm; Frauen dürfen keine essen, weil sie unfruchtbar werden. Gegen solche Sitten anzukämpfen ist sehr schwierig und braucht viel Geschick und Zeit. In der Couture bin ich auf ein ähnliches Problem gestossen. Die schwangeren Frauen wollten anfänglich keine Bébéwäsche vorbereiten. Schliesslich konnte ich sie doch dazu bewegen, aber sie wollten die angefangene Arbeit nicht fertig machen. Endlich fand ich den Grund: eine schwangere Frau darf für ihr Bébé nichts vorbereiten, das bringt Unglück bei der Geburt. Aus dem gleichen Grund darf sie auch nie sagen, dass sie schwanger ist.⁷⁶

Die Gewohnheiten der Frauen werden hier als rückständige Sitte abgetan, die es mit viel Geduld zu überwinden gilt. Dass beispielsweise die Weigerung, Babykleidung vorzubereiten, einen anderen Grund haben könnte, wird nicht in Erwägung gezogen. Es handelt sich hierbei um einen in den Rapporten häufig beobachtbaren Gedankengang, in dem ausbleibende Erfolge mit der Schwierigkeit des Entwicklungsunterfangens begründet werden. Die zu Entwickelnden steckten demnach noch zu stark in ihren alten Mustern fest.⁷⁷ Das koloniale Bild einer in Traditionen gefangenen afrikanischen Bevölkerung verfügte offenbar nach wie vor über grosse Erklärungsmacht. Es liess Widerstand meist als Passivität, Rückständigkeit oder Faulheit erscheinen.

Die bereits mehrfach erwähnte Maxime der Geduld diente den Freiwilligen als weiterer wichtiger Anker, um ein Gefühl des Scheiterns einordnen zu können. Dazu kam das Prinzip Hoffnung, oder wie es ein Volontär ausdrückte: «And so, in the long run, something will rub off ...»⁷⁸ Diese Vorstellung, wonach die reine Präsenz der Freiwilligen mit der Zeit auf die Afrikanerinnen und Afrikaner abfärbten werde, wurde auch von der Sektionsleitung vertreten.⁷⁹ Zudem ist ein allen Rückschlägen zum Trotz wirkungsmächtiger, wenn auch diffuser Glaube an die eigentliche Richtigkeit der Entwicklungsidee feststellbar. Die Freiwillige Hanna M. äusserte 1967 dementsprechend im Film *Eva, Hanna et Sylvia au Dahomey* folgende widersprüchliche Ansicht: Die *Animation Rurale* sei «utile, même si les résultats ne sont pas énormes. [...] Il faut vraiment quelqu'un qui fasse ça».⁸⁰ Warum braucht es jemanden, der etwas tut, das keine Wirkung hat? Und warum ist es dennoch nützlich? Eine Antwort bietet einzige der Glaube an die grundsätzliche Richtigkeit

76 *Entre Nous*, No. 39, 15. September 1967, S. 3.

77 Vgl. z.B. auch *Entre Nous*, No. 11, 4. Juni 1968, S. 7–8.

78 *Entre Nous*, No. 39, 15. September 1967, S. 2.

79 Vgl. *Entre Nous*, No. 41, 13. Oktober 1967, S. 1.

80 Coopération technique suisse. *Eva, Hanna et Sylvia au Dahomey*, *op. cit.*

der Unternehmung: «Il faut croire que le but est bon»,⁸¹ meinte die Freiwillige. Der Akt der Hilfe sowie das Ideal, Gutes zu tun, waren in dieser Denkweise wichtiger als die konkreten Ergebnisse.

Wer half wem?

Die Freiwilligen waren mit einem Entwicklungsauftrag ausgestattet, der ihnen einen Wissensvorsprung gegenüber den zu entwickelnden Afrikanerinnen und Afrikanern zudachte. Damit verbunden war, wie zuvor gezeigt wurde, auch ein westlicher Überlegenheitsanspruch, an dem die Freiwilligen in vielen Fällen festhielten.⁸² Die das Idealbild prägende Vorstellung, dass die Freiwilligen als perfekt ausgebildete ‘es besser Wissende’ nach Afrika reisten, erhielt in der Praxis jedoch in vielen Fällen Risse. So wird in den Rapporten die Ratlosigkeit der Freiwilligen gegenüber den erfahrenen Widerständen spürbar, etwa wenn Elisabeth H. über ihre Gartenarbeit im Süden des Tschads schrieb:

Manchmal fällt es schwer zu begreifen. Da hatte jemand [...] mit viel Mühe einige Beete Combo angelegt. Er gedieh prächtig. Nach dem Baumwollmarkt ging er auf Reisen und kein Knochen fragte mehr nach dem Combo. Innert kurzer Zeit war alles vertrocknet.⁸³

Frau H. konnte sich dieses Verhalten nicht erklären. Das änderte sich, nachdem sie erstmals eine Woche am Stück im Dorf Kemaga verbracht hatte:

Das erste was mir aufgefallen ist, ist wie streng die Frauen arbeiten. [...] Jetzt verstand ich besser weshalb es in letzter Zeit soweinig Frauen beim Nähen gab und warum es so mühsam ist, einige Helferinnen für den Garten zu finden.⁸⁴

Auch Hilda L. betonte, dass es eines Lernprozesses bei den Helfenden bedürfe:

Die Lebensgewohnheiten der Leute hier beruhen auf einer generationenlangen Erfahrung und sind ganz ihren Bedürfnissen angepasst, welche wir Europäer unmöglich in 2 Wochen verstehen können.⁸⁵

Mehrere in der *Animation Rurale* tätige Volontärinnen thematisierten ähnliche Momente der Einsicht. Mit der Zeit stellten viele von ihnen fest, dass die mangelnde Begeisterung der Frauen nicht auf Faulheit und Rückständigkeit, sondern auf eine hohe alltägliche Arbeitsbelastung zurückgeführt werden konnte.⁸⁶ Die Freiwilligen sahen sich also genötigt, nach Hintergründen für ihre Erfahrungen zu

81 *Ibid.*

82 Vgl. z.B. auch *Entre Nous*, No. 32, 8. Juni 1967, S. 2.

83 *Entre Nous*, No. 27, 15. März 1967, S. 5.

84 *Entre Nous*, No. 41, 13. Oktober 1967, S. 2.

85 *Entre Nous*, No. 30, 1. Mai 1967, S. 3.

86 Vgl. *Entre Nous*, No. 22, 29. Dezember 1966, S. 4; *Entre Nous*, No. 25, 31. Januar 1967, S. 2.

fragen und ihre Vorstellungen dementsprechend zu revidieren. Ein weiterer interessanter Gedanke lässt sich an folgendem Rapportausschnitt von Hilda L. zeigen:

Wieder einmal habe ich gelernt, dass jedes Ding seine Zeit braucht, in Afrika noch mehr als in Europa. Ermuntert man die Leute zu sehr, an den Kursen teilzunehmen, nehmen sie an, sie tun uns einen Gefallen, und denken nicht daran, dass es für sie ist und dass sie davon profitieren können.⁸⁷

Neben dem üblichen Verweis auf die in Afrika nötige Geduld wirft der zweite Teil des Zitats die Frage auf, wer eigentlich in den beschriebenen Situationen genau wem behilflich war. Durchaus denkbar wäre, dass sich manche der sogenannten ‘Hilfeempfängerinnen’ aus Freundlichkeit gegenüber den Freiwilligen an deren Projekten beteiligten. Möglicherweise verspürten sie sogar Mitleid mit den jungen Schweizerinnen. Folgendes Zitat von Sylvia K. gewährt einen eindrücklichen Einblick in den Erwartungsdruck und die Ängste, welchen die Freiwilligen ausgesetzt waren. Sie beschreibt darin ihren erstmaligen Besuch in einem Dorf in Dahomey:

Ich unterdrückte mit Gewalt eine Revolte in der Magengegend, wenn ich kleine Kinder mit Wonne einen unansehnlichen grünen Brei schmatzen sah, und ich grüsste unzählige Leute. Dabei hatte ich einiges Herzklopfen, nicht nur, weil ich nie so ganz sicher war, was ich auf die verschiedenen Begrüßungsfragen antworten sollte, sondern weil ich jedesmal denken musste, w a s, wenn diese Leute mich nicht mögen???⁸⁸

Es ist wichtig, sich die grossen menschlichen Herausforderungen zu vergegenwärtigen, welchen die Freiwilligen ausgesetzt waren. Die jungen Leute mussten sich nicht nur in einer ihnen fremden Umgebung zurechtfinden, sondern sollten diese auch noch aktiv umgestalten. Im Film *Eva, Hanna et Sylvia au Dahomey* von 1967 beschreibt Eva S. die erste Zeit denn auch als sehr schwierig. Sie habe zu Beginn nicht recht gewusst, wie sie ihre Aufgaben in den Dörfern anpacken solle.⁸⁹ Im Film *Fortschrittsbringer* aus dem Jahr 2010 formuliert sie die Situation im Rückblick noch drastischer. Sie seien «quasi im Busch irgendwo ausgesetzt»⁹⁰ worden und hätten dann selber schauen müssen, was nun in dieser Situation möglich sei. Die im Film ebenfalls zu Wort kommende ehemalige Freiwillige Milly W. erinnert sich ähnlich: Bei ihrer Ankunft habe sie feststellen müssen, dass niemand sie erwartete.⁹¹

Die eben geschilderten Schwierigkeiten, denen sich die Freiwilligen gegenüber sahen, bedeuten jedoch nicht, dass sie sich nicht auch in manchen Fällen hätten durchsetzen können. Wie oben dargelegt, wurden die Afrikanerinnen und Afri-

87 *Entre Nous*, No. 32, 8. Juni 1967, S. 2.

88 *Entre Nous*, No. 30, 1. Mai 1967, S. 3.

89 Vgl. Coopération technique suisse. *Eva, Hanna et Sylvia au Dahomey*, *op. cit.*

90 *Fortschrittsbringer. Schweizer Wege in der Entwicklungshilfe*, *op. cit.*

91 Vgl. *ibid.*

kaner in den Rapporten zum Teil verniedlicht und kindlich gezeichnet. Dies legitimierte ein erzieherisches Vorgehen, wie beispielsweise der folgende Rapportausschnitt über die *Animation Rurale* im Tschad zeigt:

Am Anfang sind alle auf dem Boden gesessen. Nun haben wir es wenigstens fertig gebracht, dass jede eine Matte oder einen Schemel mitbringt. Wer ohne kommt, bekommt die Arbeit nicht. Die nächste Aktion wird heissen: «Hände waschen»!⁹²

Entwicklungsarbeit wird hier als Erziehungsarbeit verstanden. Das Verhalten und die Gewohnheiten der Frauen sollen anhand von disziplinarischen Massnahmen verändert werden. So heisst es im selben Rapport:

Wer nach dem marché du coton das Geld nicht bringt, kann nicht mehr mitmachen. Es ist vielleicht etwas hart, aber die einzige Möglichkeit. [...] Zum Glück eignen sich die Burschen nicht nur zum Uebersetzen – sie sind auch gute Geldeintreiber. Es ist mehr eine erzieherische Massnahme; die Frauen sollen von Anfang an wissen, dass wir keine cadeaux machen.⁹³

Es drängt sich die Frage auf, welche Methoden die ‘Geldeintreiber’ genau anwanden. Das Verhältnis zwischen den Dorfbewohnerinnen und der Freiwilligen wirkt in diesem Rapport zudem sehr autoritär. Ein anderer Volontär inszenierte sich in seinem Schlussrapport als strenger Lehrmeister. Er könne mit «einiger Genugtuung»⁹⁴ auf die 16 Monate zurückblicken, die er in einem Genossenschaftsprojekt in Ruanda verbracht hat. Die Ausbildung der Arbeiter sei aber leider zu kurz gekommen, da der Betrieb zu gross sei:

Um diesen Betrieb in Gang zu halten muss, etwas brutal ausgedrückt, mit der Peitsche gearbeitet werden. Man muss dem Afrikaner ein für ihn gänzlich ungewohntes Arbeitstempo aufdiktieren.⁹⁵

Der eindeutigste Bericht von direkter Machtanwendung ist jener eines in Ruanda tätigen Freiwilligen, der sich beim Neubau einer Schule mit streikenden Arbeitern konfrontiert sah. Nachdem er den Arbeitern den Lohn gekürzt hatte, kam es zum Aufstand:

Eine kleine Minderheit hatte nach der Versammlung, in der ich meinen Entschluss bekanntgab, so sehr ‘aufgeheizt’, dass ich schliesslich beim Ministère de la Garde Nationale einige Soldaten aufbieten musste, um den Bauplatz vor Angriffen zu schützen. [...] Ganze 10 Tage brauchte es, bis die heisse Rwandasonne auch dem hintersten Mann hell genug klarmachte, dass ich auf der längeren Seite des Astes sass.⁹⁶

92 *Entre Nous*, No. 21, Weihnachten 1966, S. 3.

93 *Ibid.*

94 *Entre Nous*, No. 32, 8. Juni 1967, S. 3.

95 *Ibid.*

96 *Entre Nous*, No. 37, 16. August 1967, S. 1–2.

Es scheint beinahe unglaublich, dass ein junger Schweizer in Ruanda das Militär für seine Zwecke aufbieten konnte. Eindrücklich ist, wie sich der Freiwillige hier eine berechtigte Machtposition zuschrieb, die er auch mit Gewalt durchsetzen wollte. Ein paar Monate später stellte er in seinem Rapport «mit sichtlichem Vergnügen» fest, «dass man begonnen hat, intensiver und genauer zu arbeiten».⁹⁷ Weiter schrieb er:

Dass man selbst mit Ueberstunden angefangen hat, ist erfreulich. [...] Überhaupt scheint man langsam zu merken, dass der ehemals ‘böse Umsungu’ mit sich reden lässt, wenn man tut, was er will.⁹⁸

Der hier formulierte Machtanspruch ist bemerkenswert. Er blieb jedoch in dieser Deutlichkeit ein Einzelfall.

Die Komplexität des Entwicklungsproblems

Einige der in den bisherigen Kapiteln angesprochenen Probleme wurden von der Sektionsleitung mit der Zeit erkannt und im internen Mitteilungsblatt thematisiert. Denn das Idealbild erhielt zunehmend empfindliche Risse.⁹⁹ Im Jahr 1970 äusserten einige Freiwillige im *Entre Nous* offen die Meinung, dass grundlegende Veränderungen nötig seien. So schrieb etwa ein ehemaliger Volontär:

Das Ideal, das am Anfang der Freiwilligenidee stand, war doch bestimmt die Vorstellung vom Fachmann, der seine Bedürfnisse so weit in den Hintergrund stellen kann, dass er im engsten Kontakt mit seinen Partnern im Entwicklungsland leben kann und dort das Image vom reichen Weissen, der nicht zu arbeiten braucht, durch sein leuchtendes Beispiel der Selbstlosigkeit vernichtet. [...] Mir scheint nach meinem eigenen Einsatz, dass das anfangs zitierte Idealbild einiger Abstriche bedarf.¹⁰⁰

Ein anderer Freiwilliger kritisierte die künstliche Unterscheidung in Freiwillige und Experten.¹⁰¹ Diese beruhte tatsächlich weniger auf den jeweiligen Tätigkeiten als auf einer unterschiedlichen Bezahlung und damit auf dem Ideal der verzichtenden Freiwilligen. Auch beim DftZ wurde dieser Umstand intern problematisiert.¹⁰² Ende des Jahres 1970 stellte dann ein Freiwilligen-Ehepaar in seinem Schlussrapport sogar die Entwicklungshilfe als Konzept grundsätzlich in Frage.¹⁰³

97 *Entre Nous*, No. 41, 13. Oktober 1967, S. 5.

98 *Ibid.*

99 Vgl. z.B. *Entre Nous*, No. 2, 5. Februar 1971, S. 3.

100 *Entre Nous*, No. 7, 1. Juni 1970, S. 19–20.

101 Vgl. *Entre Nous*, No. 6, 29. April 1970, S. 10–13.

102 Vgl. Einige Fragen über die Zukunft des «Freiwilligen» in der Entwicklungshilfe, Schreiben vom 28. September 1973, BAR E2005#1985/101#814*, Freiwilligendienst Allgemeines, t.33.0.

103 Vgl. *Entre Nous*, Weihnachten 1970, S. 8–14.

Dass der Ton innerhalb der Freiwilligensektion dermassen kritisch wurde, lässt sich auf grössere diskursive Veränderungen zurückführen. Wie einleitend bereits vermerkt wurde, hinterfragte man in den 1970er Jahren die Entwicklungshilfe in der Schweizer Öffentlichkeit zunehmend. Die im Umfeld der progressiven Kirche und der Studentenbewegung entstandene Solidaritäts- oder Dritt Weltbewegung vertrat ein grundsätzlich neues Entwicklungsverständnis. ‘Entwicklung’ bedeutete demnach nicht mehr ökonomisches Wachstum, sondern Befreiung aus Armut, politischer Unterdrückung und Ausbeutung.¹⁰⁴ Diese Hinwendung zu neuen Erklärungsmustern spiegelt sich auch im Mitteilungsblatt der Freiwilligen. Der Fokus im *Entre Nous* verschob sich mit der Zeit immer mehr auf die Wiedergabe von wissenschaftlichen oder politischen Artikeln. Dabei scheute man nicht davor zurück, auch kritische Stimmen zu Wort kommen zu lassen.¹⁰⁵ Es ist eindrücklich, wie offen die Entwicklungshilfe im *Entre Nous* ab einem gewissen Zeitpunkt hinterfragt werden konnte und musste. Auch die im vorliegenden Beitrag als problematisch beschriebene eurozentrische Sichtweise und der damit einhergehende paternalistische Anspruch wurden kritisch diskutiert.¹⁰⁶ Es ist daher durchaus denkbar, dass die der Freiwilligenidee inhärenten Widersprüchlichkeiten zunehmend unhaltbar erschienen und schliesslich zum Ende der Freiwilligenaktion führten.

Nachdem bereits 1970 «eine Denkpause»¹⁰⁷ angekündigt worden war, in welcher der Status und Lebensstandard der Freiwilligen grundsätzlich überdacht werden sollten, wurde im *Entre Nous* vom 27. März 1972 schliesslich die Ersetzung der Bezeichnung ‘Freiwilliger’ durch jene des ‘Entwicklungshelfers’ bekanntgegeben.¹⁰⁸ Aus der Sektion *Schweizer Freiwillige für Entwicklungsarbeit* wurde das *Schweizerische Entwicklungshelferprogramm*. Dieser Schritt ging mit weiteren Reformen einher, die zu einer «Annäherung des Freiwilligen-Systems an das Expertensystem, in Hinblick auf eine spätere Verschmelzung der beiden zu einem einzigen System für das auswärtige Personal des DftZ»¹⁰⁹ führen sollten. Die Lebenskostenentschädigungen und Wiedereingliederungsgelder wurden für Einsätze von

104 Vgl. Kalt 2010, *op. cit.*, S. 268, 317, 326.

105 Vgl. z.B. den Beitrag des Dritt Weltaktivisten, Pfarrers und Soziologen François Houtart: François Houtart, «Pour une problématique du développement», in: *Entre Nous*, No. 12, 15. November 1971, S. 5–15, oder die thesenförmige Wiedergabe des Buches *De l'aide à la recolonisation* von Tibor Mendes, vgl. Tibor Mendes, «De l'aide à la recolonisation», in: *Entre Nous*, No. 3, 27. März 1972, S. 19–20.

106 Vgl. z.B. Paul Rutishauser, «Zusammenleben mit Menschen einer anderen Kultur», in: *Entre Nous*, No. 13, 25. September 1970, S. 8–12; Theodor von Fellenberg, «Notizen zur Entwicklungsarbeit in Rwanda», in: *Entre Nous*, No. 14, 28. Oktober 1970, S. 7–12; Immita Cornaz, «Sind wir ehrliche Partner?», in: *Entre Nous*, No. 4, 27. April 1972, S. 1–5.

107 *Entre Nous*, No. 10, 5. August 1970, S. 2–4.

108 *Entre Nous*, No. 3, 27. März 1972, S. 5.

109 *Ibid.*

über zwei Jahren «erheblich erhöht».¹¹⁰ Der abtretende Sektionsleiter Thomas Raeber betonte in der Mitteilung allerdings, dass auch im neuen System eine idealistische Grundeinstellung erwartet werde:

Es werden ein gewisser Idealismus, eine gewisse Selbstlosigkeit beim Entwicklungshelfer vorausgesetzt und ermutigt. So sehr sie im Laufe des Einsatzes oft absterben mögen: sie bilden eine gute, positive Ausgangsposition, die der Entwicklungsarbeit und insbesondere ihrem Ruf zugute kommen kann.¹¹¹

Die von den Freiwilligen zuvor noch zwingend geforderte idealistische Selbstlosigkeit wurde hier zum Imagefaktor degradiert. Zudem sprach Raeber offen aus, was diese Analyse an verschiedenen Stellen gezeigt hat: Die Freiwilligen wurden über den Wunsch, Gutes und Nützliches zu tun, motiviert. Ob dieser Idealismus einem Einsatz in der Praxis standhalten konnte, war aber sekundär.

1974 liess der DftZ schliesslich auch das *Schweizerische Entwicklungshelferprogramm* auslaufen. Raeber, mittlerweile Stellvertreter des Delegierten für technische Zusammenarbeit, sprach von einer «Zwangslage» aufgrund der «schwierigen Finanzlage des Bundes».¹¹² Wahrscheinlicher ist jedoch, dass die wirtschaftliche Krisenzeit als praktische Gelegenheit diente, um das nicht mehr zeitgemäss erscheinende Programm zu beenden. Das «Bewusstwerden der Komplexität des ganzen Entwicklungsproblems»¹¹³ passte schlicht nicht mehr zum Konzept der jungen, von Idealismus beseelten Freiwilligen, deren guter Wille allein schon Gutes bewirken konnte.

Fazit

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich die Freiwilligen aufgrund der Informationen des DftZ einen sinnvollen Einsatz in einem Entwicklungsland erhoffen konnten. Zwar war die Freiwilligenarbeit nicht als einfache Aufgabe konzipiert, doch man erklärte den jungen Schweizerinnen und Schweizer, dass sie sich in Afrika nützlich machen würden und dass man dort ihre Hilfe nötig habe. Dazu wurden sie mit einem widersprüchlichen Idealbild ausgestattet, das von ihnen einen gleichberechtigten und vertrauensvollen Umgang mit den Afrikanerinnen und Afrikanern forderte, ihnen aber zugleich einen Wissensvorsprung gegenüber diesen zudachte. Zwar wies die Sektionsleitung die Figur des ‘weissen Mannes’ als

¹¹⁰ Ibid, S. 7

¹¹¹ Ibid, S. 8.

¹¹² Zukunft des schweizerischen Entwicklungshelferprogrammes, Mitteilung vom 26. Juni 1974, BAR E2005#1985/101#814*, Freiwilligendienst Allgemeines, t.33.0.

¹¹³ Einige Fragen über die Zukunft des «Freiwilligen» in der Entwicklungshilfe, Schreiben vom 28. September 1973, BAR E2005#1985/101#814*, Freiwilligendienst Allgemeines, t.33.0.

kolonial zurück und ersetzte sie rhetorisch durch jene des ‘älteren Bruders’, die westliche Herkunft und das ‘Weisssein’ waren aber wichtige Faktoren, über die den Freiwilligen eine natürliche Autorität zugedacht wurde. Auch die Freiwilligen griffen in vielen Fällen auf diesen westlichen Überlegenheitsdiskurs zurück. Die Konzeption der Freiwilligen als ‘es besser Wissende’ führte zu weiteren Widersprüchen, handelte es sich doch in erster Linie um junge Menschen, die sich in einer ihnen fremden Umgebung bewegen mussten. Wie mit diesen Widersprüchen umgegangen wurde, ist gemäss den Rapporten sehr unterschiedlich. Für einige bedeuteten sie offenbar kein gravierendes Problem, bei anderen führten sie zu autoritärem Gebaren, und schliesslich ergaben sich auch Situationen des persönlichen Zweifels oder gar ein Gefühl des Scheiterns.

An der Freiwilligenaktion lässt sich zudem exemplarisch aufzeigen, wie Konzepte in der Entwicklungshilfe über die Jahre an Erklärungsmacht gewonnen oder verloren haben. Bei ihrer Gründung Mitte der 1960er Jahre bot die Schweizer Freiwilligensektion offenbar eine überzeugende Antwort auf das Problem der Armut in manchen Regionen der Welt. Junge Berufsleute sollten ihr praktisches Wissen weitergeben und damit einen Beitrag zur Entwicklung afrikanischer Länder leisten. Mit den Jahren passte die Freiwilligenidee aber immer weniger zum komplexer werdenden Entwicklungsverständnis und wurde 1974 schliesslich aufgegeben.